

Walter Schmithals als theologischer Lehrer¹

Der Jubilar hat diesem Tag „mit gemischten Gefühlen“ entgegengesehen. Das ist verständlich bei einem Mann, der von seiner Person kein Aufhebens macht, und in einer Kirche, die die Rechtfertigungslehre zwar auf den Podest stellt, sie aber bei exemplarischen Gelegenheiten wenig appliziert. Und das in einer Mediengesellschaft, in der Enthüllungen zum täglichen Ritual gehören, freilich ohne den Charme von „des Kaisers neuen Kleidern“, und in einer Welt, in der die Grenze zwischen Privatem und Öffentlichkeit undeutlich geworden ist und Hochschullehrer Person und Disziplin auch schon mal „in Selbstdarstellungen“ zur Kenntnis bringen. Theologie und Kirche haben einen subjektiven, zeitkonformen Akzent bekommen; ob damit das Ringen um die vom Jubilar geschätzte christliche Verkündigung fruchtbarer geworden ist, sei hier dahingestellt.

„Wo kommen Sie denn her!“, lautete vor 10 Jahren die Begrüßung in der Landauer Straße. Zum 70. Geburtstag sollte als Überraschung eine Kasette mit elf Beiträgen übergeben werden. Festschriften sind ambivalent und nicht unbedingt erwünscht. Womit also sollte man dem Lehrer, Kollegen, Freund eine Freude bereiten, wenn nicht „mit Eigenem“, sprich: mit Früchten wissenschaftlicher Arbeit die Verbundenheit bekunden?! – Heute hätte der Pastor aus der Provinz diesen Part in Berlins neuer Mitte gern dem Freunde Bernd Wildemann überlassen, aber die Unwägbarkeiten des Lebens haben die Programmfolge anders gefügt. Zehn Jahre Nähe, nicht unbedeutende zweifellos, sind eben nicht zwei, drei oder mehr Jahrzehnte, die andere Schüler, Freunde mit dem Jubilar teilen, auch wenn Bücher und Sonderdrucke nicht nur ein Regal in meinem Arbeitszimmer füllen. Aber die beiden ehemaligen Assistenten haben sich abgestimmt, um den nunmehr 80-jährigen „Chef“ zu grüßen mit den im Titel aufgegebenen Impressionen – dem Lehrer, dem Theologen und – in aller Behutsamkeit – der Person Walter Schmithals in geschuldetem Respekt mit Verweis auf den dritten Teil des Heidelberger Katechismus „Von der Dankbarkeit“.

Erinnerungen gehören zur vielerorts angemahnten Gedächtniskultur. Im Horizont einer Geschichte und Geschichtlichkeit wertschätzenden Theologie steht eine Retrospektive am Anfang: SS 1966 Philipps-Universität Marburg, Hörsaalgebäude an der Biegenstraße, Neutestamentliches Proseminar mit dem Thema: „Übungen zur Methodik der Exegese“. 40 bis 50 Studiosi warten auf den Dozenten Schmithals. Es erscheint eine hochgewachsene Gestalt mit dichtem Haar, braungebrannt, das spätere Sigel „König Walter“ ist präfiguriert. Unpräntiös geht es an die Arbeit. Der textkritische Apparat in Nestle-Aland wird aufgeschlüsselt. Zur Enttäuschung von Enthusiasten, Machern,

¹ Am 17. Januar 2004 beim Festakt der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität anlässlich des 80. Geburtstags von Prof. Dr. Walter Schmithals im Gemeindezentrum der Marienkirchengemeinde zu Berlin-Mitte.

Systematikern: Theologie ist Philologie, der Geist im Buchstaben, das Wort unter Wörtern. Handwerk kostet Mühe, dem Handeln geht das Denken voraus, Glaube und Frömmigkeit brauchen die Katharsis im Windkanal kritischer Wissenschaft. Angehende Pfarrer und Pfarrerinnen werden in konkreten Lebenswelten noch in ganz andere Bewährungsproben geschickt.

Als Proseminararbeit wird das Ährenraufen am Sabbat aufgegeben. Zu erörtern sind die Stringenz im Streitgespräch, die alttestamentliche Beweisführung, Freiheit und Ordnung beim Herrn über den Sabbat. Korrektur, Note, Schein lassen bei diesem Dozenten nicht lange auf sich warten. Im nächsten Semester bietet er ein Seminar zur Quelle Q an: Die Arbeitshypothese, Q¹ und Q² zu unterscheiden, also mit und ohne Christologie, um Licht ins Dunkel urchristlicher Tradition zu bringen, regt Diskussionen an, die mit dem Seminar nicht enden. Neugierde ist geweckt. Für Anfangssemester zeichnet sich das Profil eines Mannes ab, der Fragen nicht ausweicht, sich von Zunftratsmehrheiten nicht beeindrucken lässt und die geschmähten Altvorderen hinsichtlich ihres Problembewusstseins zu ihrem Recht kommen lässt. Eine Lösung des synoptischen Problems ist im Werden, die gut 10 Jahre später mit dem Markuskommentar allgemein zur Debatte steht. Gern erwähne ich, wie produktiv diese Auslegung bei der Predigtarbeit empfunden wird, unisono bei klein- und großstädtischen Predigern. „Verkündigungshilfe“ lobt ein Mensch der Kirchenleitung die Auslegung, die gern mit Luther oder einem Gesangbuchvers gebündelt wird. Das Hören auf die Schrift, Banner des Protestantismus, wartet auf Verifizierung, im Zeitalter der Ökumene kommen aus dem gemeinsamen Bibelstudium die wertvollsten Impulse.

Ortswechsel, genauer von der Lahn zu Spree und Havel: Im WS 1967/68 werden in einem Privatissimum von Ulrich Wilckens „Fragen neutestamentlicher Theologie“ in Lichterfelde besprochen. Gegen Ende des Semesters teilt der Neutestamentler aus dem Kreis von „Offenbarung als Geschichte“ mit, daß er einen Ruf nach Hamburg annehmen wird. Doch wer soll Nachfolger an der KiHo werden? – Der holsteinische Bischof in spe: Schmithals sei bei Berufungen mehrfach übergegangen worden, jetzt solle der Marburger Dozent die Professur für Neues Testament in Berlin bekommen. Eigenwillige Forschungshypothesen dürften nicht die akademische Laufbahn blockieren. Im WS 1968/69 übernimmt Professor Schmithals seine Lehrverpflichtungen in Zehlendorf und staunt nicht schlecht, einem Seminarmitglied aus dem Lahntal zu begegnen - nun in der Arbeitsgemeinschaft „Exegese ausgewählter neutestamentlicher Predigttexte“, über die noch zu sprechen ist.

Es war eine unruhige Zeit, die Studentenrevolte von '68, ein Paradigmenwechsel, wie Kulturwissenschaftler heute sagen, der teilweise tiefe Furchen in Lebensgeschichten gezogen hat. Man erinnere sich: Der Dampfkessel Westberlin mit dem betonierten Ost-West-Gegensatz, Asyl für westdeutsche Wehrdienstverweigerer, Fluchtburg aus der bundesdeutschen Wohlstandsgesellschaft

in den hochsubventionierten Vorposten westlicher Freiheit, die aufblühende Lust am Experiment – im Lebensstil ebenso wie an der Alma mater und in der Gesellschaft, sensibilisiert für die Verdrängungen der deutschen Geschichte, blauäugig gegenüber dem realexistierenden Sozialismus hinter den engen Kontrollfluren im Bahnhof Friedrichstraße und im Tränenpalast. Studieren um 1970: Das bedeutete Hochschulboykott, sit-ins in Vorlesungen und Seminaren mit platten, aber wirksamen Parolen. Die alten Zöpfe der Prüfungsordnung sollten radikale Barbieri abschneiden. Die Großväter in Kirche und Politik fühlten sich gekitzelt und öffneten entsprechend weit ihr Herz für die Jungen. Sollte an der KiHo oder an der FU verhandelt werden, was im Vorlesungsverzeichnis stand oder was Straßen und Flure auf dem Campus diktierten?

Ich erinnere mich an eine Abstimmung im NT-Seminar, wo nach Rede und Gegenrede die Rebellen geschlagen abzogen und Schmithals die Übung nach Plan fortsetzte. An neuberufene Hochschullehrer hefteten sich mancherlei Erwartungen angesichts der alten Garde aus BK und Nachkriegsgesellschaft, die sich unversehens auf Zuschauerrängen wiederfand – für manchen Gelehrten und Kirchenmann die Emigration in die Studierstube. Vielleicht entbrannten die späteren Auseinandersetzungen deswegen so heftig um den Namen Schmithals, weil er Diskussionen nicht auswich, sich aber nicht als Erfüllungsgehilfe irriger Erwartungen verstehen konnte. Dem standen die Entbehrungen und Erkenntnisse in Kriegs- und Nachkriegsjahren im Wege. Ich weiß nicht, ob dadurch die Abneigung gegen politische Theologie und eine politisierende Kirche verstärkt wurde. Der Reformierte von Herkunft wurde jedenfalls nicht müde, seine Hochschätzung für Luthers Zweireiche-Lehre kundzutun – freilich mit Hinweis auf Calvins Institutio, die in der Basler Lesart theologischer Ethik wenig Berücksichtigung gefunden hat.

Der theologische Nachwuchs beklagte um 1970 den mangelnden Praxisbezug der Theologie. Schon Mitte der sechziger Jahre haben in Marburg zwei ehemalige Pfarrer, nun Dozenten für Altes und Neues Testament, eine Übung angeboten, von der schon die Rede war: „Exegese ausgewählter Predigttexte“. Die Arbeitsgemeinschaft blieb erhalten, obwohl beide Hochschullehrer Abschied aus Oberhessen nehmen mussten. Sie wurde in der provisorischen Bundeshauptstadt ebenso fortgeführt wie in der Titularhauptstadt und traf sich einmal im Semester zu gemeinsamer Arbeit. Es war die Zeit, als die Göttinger Predigtmeditationen Konkurrenz in den Predigtstudien erhielten; „Gottesdienstpraxis“ war noch nicht erfunden. Ernst Lange und seine Freunde strebten die stärkere Berücksichtigung von Lebenserfahrung und säkularisierter Welt an. Die Religionssoziologie begann differenziert Gottesdienste und Kirche zu untersuchen. War das Konzept „Vom Text zur Predigt“ gescheitert?

An der Dominanz der Exegese wurde kräftig gerüttelt. Was aber war methodisch, wissenschaftlich – Meditation? Die Exegeten aus der Schule Bultmanns schüttelten verständnislos den Kopf, der

stilisierte Dialog in den Predigtstudien brachte der hermeneutischen Theologie wenig Gewinn. Ihre Vertreter führen mit Studenten und jungen Pfarrern in die früheren Gemeinden Raumland und Diez, ließen sich von den Reformierten in Hannover einladen und tagten auch gern in der Kreuzkirchengemeinde Bonn und in verschiedenen Berliner Gemeinden. Die Rede ist vom Duo Walter Schmithals mit dem zu früh verstorbenen Freund Antonius Gunneweg. Das Predigen war ihnen Leidenschaft und Selbstverständlichkeit, auch im akademischen Amt. In ihrer Dienstzeit als Pfarrer hatten sie längst Theologie als kirchliche Wissenschaft betrieben. Wenn auch ihr gemeinsamer Lehrer nie Pfarrer geworden ist, belegt seine Korrespondenz in der Tübinger Universitätsbibliothek hohen Respekt vor dem Pfarramt und Gespür für die kirchliche Praxis, vor allem für echte Religion. Die Theologische Arbeitsgemeinschaft in Marburg, die Tagungen der ‚Alten Marburger‘ und die Gesellschaft seines Namens sind Indiz dafür, daß der Ansatz nicht ganz fruchtlos zu sein scheint.

Noch eine Rückblende, nicht untypisch für die Person Schmithals. Rektoratswechsel an der Kirchlichen Hochschule im Oktober 1970: Die erwähnte Arbeitsgemeinschaft hatte ungewohnt verspätet begonnen. Nach meiner Erinnerung wurde dafür eine Begründung in der Lehrveranstaltung nicht gegeben, da wurden Texte exegesiert, Predigten vorbereitet. Erst im Rektorzimmer, wo der scheidende Amtsinhaber, der nach Münster berufene Friedemann Merkel mit dicker Zigarre wartete, kam die Nachricht über die Lippen. Schmithals war nochmals Vater geworden, seine Frau mochte auf Beistand im Kreißaal nicht verzichten: Sixta war da; „soli Deo Gloria“. Aber das Private gehört nicht in die Öffentlichkeit wie der Geburtstag selbst eben in die Familie. Doch was jeweils Vorrang hat zwischen Pflicht und Neigung, liegt am Tage.

Die KiHo in den 1970er Jahren war eine Einrichtung mit guter Personal- und Sachausstattung und einer kleinen Zahl von Studierenden. Wen die Polarisierung nicht abschreckte, wer sich von den Besserwissern in der zweiten Phase theologischer Ausbildung nicht beirren ließ, konnte hier unter Anleitung ordentlich Theologie studieren, gerade auch bei Professor Schmithals. Das ist die vornehmste Aufgabe des Theologiestudiums, die methodischen Fertigkeiten auszubilden, damit man im Pfarramt bestehen kann. Freilich, es war eine Kampfzeit, die Kommunikation - wenn man das überhaupt so nennen kann - wurde zuweilen am schwarzen Brett geführt, auch unter Kollegen. Und die gebeutelte Berliner Asphaltkirche kam wohl erst mit dem Bischofswechsel 1976/77 in ruhigere Fahrwasser. Dem Abgewanderten sei Nachsicht gewährt für die Einsicht, daß viele Schwierigkeiten in der Krise der Modernisierung von Kirche und Welt ihren Grund haben. Sie explodierten exemplarisch in Westberlin. Der theologische Vordenker der Moderne, vor 200 Jahren in Berlins alter Mitte wohnhaft, harrt auf produktive Aneignung. Und der Lehrer unseres Jubilars äußerte schon vor 100 Jahren die vorsichtige Erwartung, „wenn nicht ein Mensch wie etwa

Schleiermacher die ganze Theologie wieder eine Stufe höher hebt ...“(5.VI.1905).

Übrigens: Die klassischen Texte aus der Sattelzeit der Moderne waren in der kleinen Sozietät am Rüdeshheimer Platz ebenso Lesestoff wie die theologischen Entwürfe aus München, Tübingen und anderen Orten. Und es konnte zuweilen Streit geben zwischen Lehrer und Schüler, etwa bei der Generalisierung von 1. Kor 7,14 mit der Behauptung, wenn hier Partner und Kinder durch einen Glaubenden in der Familie „geheiligt“ würden, sei „Christsein ohne Taufe“ denkbar. Kirchenleute, zu denen ich mich rechne, reagieren empfindlich, wenn gewohnte Rituale in Frage gestellt werden und die Säulen der Volkskirche ins Wanken geraten. Doch die Gewohnheit von Tradition und Institution muß Fragen ebenso zulassen wie Forscher methodisch und sachlich rechenschaftspflichtig sind. Also muß man die Quellen studieren, bis neue Lösungen diskutiert werden können. Neugierde gehört nicht nur zur Frömmigkeit der Philosophie, sondern zu jeder ernstzunehmenden Wissenschaft. Und der verehrte Vorredner [Prof. Lindemann] konnte bei den ‚Alten Marburgern‘ in Hofgeismar schon mal auffahren: „Herr Schmithals, die Belege ...!“ Ob manche Rekonstruktion zu kühn, kann ich nicht beurteilen. Vielleicht hilft da der stolze Band von 844 Seiten „von und zu Schmithals“ weiter. Doch wohl dem Gelehrten, der immer dann gut schlafen kann, wenn er ein Problem gelöst hat. Diese Mentalität, beiläufig geäußert, nehme ich immer noch ein bisschen neidisch zur Kenntnis.

Als 1976 die Korrekturen für den „Römerbrief als historisches Problem“ anstanden, fiel mir in den Regalen in der Landauer Straße eine reiche Sammlung von Puzzlespielen auf. Nur wer jetzt denkt, das Arbeitszimmer würde in der kinderreichen Familie zeitweilig anderer Bestimmung dienen, der geht in die Irre. Darauf angesprochen offenbarte nämlich der Hausherr seine Leidenschaft dafür, Einzelteile, Fragmente zusammenzufügen. Wer nun die „Briefe des Paulus in ihrer ursprünglichen Gestalt“ (1984) zur Hand nimmt, kennt die erfolgreiche Vorschule für seine Rekonstruktion des Urchristentums. Ich habe die Hypothesen als konsequente Anwendung der historisch-kritischen Methode verstanden; wer bessere Lösungen bringen will, muß sie in Auseinandersetzung mit unserem Puzzelfan gewinnen.

Apropos Produktivität: Es war prophetische Versuchung, beim 70. Geburtstag schon bald die Zahl 1.000 für die Veröffentlichungen zu prognostizieren. Wie aus dem Büro der Schmithals-Bibliographie verlautet, liegt die jetzt zuletzt vergebene Nummer bei 928 – aber auch diese sei bereits überholt. Doch statt zu spekulieren hätte man im Andenken an den vor 200 Jahren verstorbenen Denker aus Königsberg sich bloß seines Verstandes bedienen sollen: Beim 60. Geburtstag lagen die Publikationen bei 468. Errechnet man den Durchschnitt aus sechs Jahrzehnten, würde die erwähnte Prognose beim 90. Geburtstag in Erfüllung gehen. Beim 70. erreichten die Schriften die Zahl 797. Legt man den Durchschnitt im sog. Dritten Leben zugrunde, also zwischen 60 und 70, würde die

stolze Zahl 1.000 schon im Jahre 2006 erreicht. Rechnet man mit der Gemächlichkeit des Alters, müßte man bis 2009 warten. Doch bin ich weder Prophet noch Mathematiker, sondern bekunde schlicht den Respekt vor einem solchen Œuvre, das die Zunft noch einige Zeit beschäftigen wird. Freilich, der neue Blick auf den Rüdeshheimer Platz kommt nicht mehr aus einer großen Bibliothek, nur noch das Wichtigste umgibt den steten Schreiber. Der PC leistet seit geraumer Zeit wichtige Dienste. Der nunmehr 80-Jährige antwortet nicht nur mit gut leserlicher Handschrift, sondern kommuniziert auch elektronisch, woran mancher 60-Jährige scheitert.

Man könnte berichten von der Satzungskommission mit dem unermüdlichen Wolfgang Müller-Lauter und dem stets kurzweiligen Friedrich Smend, auch an geschätzte Gefährten wie Gotthard Vogel und Diethelm Michel erinnern. Doch möchte ich das mir zugedachte Limit beachten und nur noch eine Begebenheit aus den achtziger Jahren anfügen. Trotz Weggangs von Berlin blieb unsere Verbindung erhalten, etwa durch Vorträge bei den Oldenburger „Lamberti-Gesprächen“. Der Herbst 1983 brachte die westdeutsche Gesellschaft kräftig ins Wirbeln. Ein Examenskollege aus 1970 wirkte als Organisator der Friedensbewegung für die Hunderttausend im Bonner Hofgarten. Eine zeitweise in Berlin tätige Theologin aus Westfalen war über den neuen Farbtupfer auf dem Weg ins Präsidium des Deutschen Bundestages. Herr Schmithals blieb bei der Sache und sprach in der gut besuchten Oldenburger Lambertikapelle provozierend über: „Was meint die Bergpredigt wirklich?“ Die Bibel bekommt zuweilen unerwartete Aktualität. Das zeigt ihre Lebensnähe. Das öffnet sie für das historische Verstehen. Aber die Texte dürfen nicht zu Legitimationsmustern für andere Interessen verkommen. Das widerspricht jeder seriösen Exegese und Hermeneutik. – Wenige Tage später Sitzung des Theologischen Ausschusses der Arnoldshainer Konferenz. Er arbeitete über „Möglichkeiten und Grenzen eines politischen Zeugnisses der Kirche und ihrer Mitarbeiter“ – ein im Umkreis von Walter Schmithals genugsam ventiliertes Thema. Doch im heißen Herbst '83 kulminierte die Diskussion zwischen dem ehrwürdigen Stellvertreter des hessischen Kirchenpräsidenten, Karl Herbert aus Darmstadt, und dem lutherischen *enfant terrible* aus dem Oldenburgischen derart, daß tatsächlich ernsthaft gestritten wurde, ob dem 22. November 1983, Abstimmung des Deutschen Bundestages über den Nato-Doppelbeschluss, oder dem 25. Dezember Heilsbedeutung zukomme. Man kann sich wirklich wundern über Irrungen und Wirrungen im deutschen „Zeitalter der Extreme“(H.-U. Wehler).

Vor gut zehn Jahren äußerte unser Jubilar: „Zeitgeschichte halte ich in elitärem Selbstbewusstsein zwar für eine Wissenschaft zweiten Grades, aber für eine sehr wichtige und interessante ...“ (brieflich 15.12.1991). Der Schreiber hat in der ihm eigenen Ironie die Hierarchie schon ein wenig relativiert. Jedenfalls beobachtet er interessiert, was so alles aus den Archiven ans Licht gefördert wird, z.B. über Rudolf Bultmann. Neugierde ist keine Frage des Alters, sondern eine Denkungsart.

Mit Recht hat Bultmanns vorletzter Promovend schon vor zwei Jahrzehnten das Desiderat einer Sammlung mit Briefen des Meisters beklagt. Forschungsstrategien haben mit Nachlasspflege zu tun. Da kann sich der kirchliche Dogmatiker in der beschaulichen Schweiz eines tatkräftigeren Jüngerkreises rühmen. Um nicht falsch verstanden zu werden, füge ich gern hinzu, daß mich persönlich die Bescheidenheit seiner Studierstube in der Bruderholzallee angenehm berührt hat.

Die Verbindungen zwischen Berlin und Oldenburg intensivierten sich, als die Tübinger Universitätsbibliothek, Hüterin des Bultmann-Nachlasses, den Briefwechsel mit Landsleuten in die Herkunftsregion sandte. Immerhin konnte dadurch der programmatische Aufsatz „Welchen Sinn hat es, von Gott zu reden?“ verifiziert werden, er wurde – Provinz hin oder Provinz her! – am 25. März 1925 vor Kandidaten und jungen Pfarrern in Oldenburg gehalten, Grundlage war die Korrespondenz zwischen einem Ordinarius und einem Landpastor. Die geschichtlichen Konkretionen – ist zutreffend beobachtet worden – liefern „erst das lebensweltliche Fleisch für das Skelett der großen Entwicklungen“ (H.-M. Müller). Nach der Korrespondenz mit Karl Barth (1971) und dem Schriftwechsel mit Friedrich Gogarten (2002) wartet man derzeit mit Spannung auf die Briefe zwischen Martin Heidegger und Rudolf Bultmann. Vielleicht gelingt es auch einmal, die vom Jubilar mehrfach geäußerte Vermutung nach dem Einfluss des Theologen auf den Philosophen zu untersuchen – und nicht nur umgekehrt.

Vor drei Jahren kam aus Berlin eine Postkarte mit der Nachfuge „Welcher Künstler soll denn Bultmann büsten?“ (2.1.2001). Die Skepsis war nicht unbegründet, posthum einem Menschen Gestalt geben, dessen Leben die geistige Welt und dessen Person ebenso wie die seines Meisterschülers öffentlicher Verehrung abhold war. In der Stadt von Bultmanns Jugend gab der städtische Kulturdezernent die Anregung, nach Karl Jaspers und Helene Lange in die Reihe Oldenburger Köpfe im Stadtbild den aller Provinzialität entwachsenen Theologen hinzuzugesellen. Da in den öffentlichen Kassen Ebbe ist, Kultur und Wissenschaft an der Einwerbung von Drittmitteln gemessen werden, trat die Kommune an die Kirche heran, ob sie dem berühmten und umstrittenen Landsmann nicht ein Denkmal setzen wolle. Wie Zufälle so spielen, beauftragte der Oldenburger Oberkirchenrat einen Schüler von Walter Schmithals mit Federführung für Künstlerwahl, Sponsoring und schließlich mit dem Festakt zur Einweihung.

Das künstlerisch und biographisch riskante Unternehmen sollte in engem Kontakt mit der Familie und wenigstens einigen Bultmann-Schülern durchgeführt werden. Also wurde das Modell in der Landauer Straße vorgestellt und ertete bei den Augenzeugen Wohlwollen – was nicht ganz selbstverständlich war, schließlich hatte die Jury einen Bildhauer aus dem ehemaligen Ostberlin ausersehen, weil in der DDR eine handwerklich solide Ausbildung geboten und verlangt wurde. Zugleich hatte es diese Wahl mit der realen Erblast der „diktaturstaatlichen Doppelschädigung“ (K.

Nowak) zu tun, in der 14 Jahre nach dem Mauerfall erstaunlicherweise Karl Marx auf Platz drei nach Konrad Adenauer und Martin Luther in der Reihe der sog. „besten Deutschen“ platziert wird. Es galt also einen Künstler für die Person Bultmann zu gewinnen, den religiöse, theologische, kirchliche Szenarien bislang unberührt gelassen hatten. Als die Büste in der Werkstatt im mecklenburgischen Tarnow abgenommen werden sollte, erging per Telephon die Bitte, ob sich das Ehepaar Schmithals nicht beteiligen könne. Die Antwort, gewohnt kurz und bündig: „Wenn Sie das meinen, kommen wir“. Mithin befanden Museumsleiter, Kirchenleute und das Professorenpaar über das Modell, das der ästhetischen und persönlichen Prüfung tatsächlich standhielt. Michael Mohns, der Bildhauer, sprach anschließend von dem „Versuch der Annäherung“ an die Person Bultmanns.

Der Festakt zur Enthüllung fand in Bultmanns alter Schule statt, von Schulchor und -orchester festlich gestaltet mit dem „goldenen Fluss“ von Mozart-Klängen. Seinen Platz hat das Denkmal am Theaterwall in Oldenburg zwischen dem Alten Gymnasium und der Lambertikirche gefunden. Herr Schmithals machte die Zuhörer mit „Glauben und Verstehen. Rudolf Bultmann und die moderne Lebenswelt“ bekannt, Nr. 927 der Veröffentlichungen. Ich selbst habe bei dieser Gelegenheit die beiden Bibelworte kennengelernt, mit denen sich der Marburger Neutestamentler einst vom Katheder verabschiedet hat. Ich nenne sie zum Schluss an diesem „mit gemischten Gefühlen“ erwarteten Vormittag, weil mir die Denkungsart unseres Professors vom Niederrhein mit seinem Lehrer oldenburgischer Herkunft überein zu stimmen scheint. Zugleich kommt noch einmal der angemahnte articulus stantis et cadentis ecclesiae zur Sprache. Denkmäler, Danksagungen, Gedächtniskultur – der Jubilar könnte mit dem ihm eigenen Understatement sagen: „Alles nicht so wichtig.“ In der Tat: Das Eine, das Not tut, ist das Bibelwort, das allein Rechtfertigung schenkt: 1. Mose 32,11 „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast“ und 1. Kor 4,7 „Was hast du, daß du nicht empfangen hast, was rühmst du dich dann, als hättest du es nicht empfangen“.